



„And Beneath It All Flows Liquid Fire“: Eine Installation von Julian Charrière aus dem Jahr 2019

Foto Julian Charrière/VG Bild-Kunst.

Der schweizerisch-französische Künstler Julian Charrière engagiert sich für den Umweltschutz, er unterstützt die Non-Profit-Organisation Art into Acres für den Erhalt von rund elftausend Hektar Urwald in Peru. Die Solarkraftanlage, die er deutlich sichtbar im Bassin vor der Langen Foundation in Neuss aufgestellt hat, soll später an eine Gemeinde in Namibia gehen und von dortigen Nationalpark-Rangern im Naturschutz zum Einsatz gebracht werden. In ethischer Absicht kann Charrière mit seinem Werk also nur richtig liegen, mag man sich denken, und in vielen anderen Fällen einer engagierten Kunst wäre der Rest coole Konzeptkunst, bestünde vielleicht aus alarmierenden Daten, Diagrammen, Interviews und so, wie sie für eine kritische und konfliktuell sich verstehende Kunst heute als Standard gelten kann. Würde Betroffenheit durch nüchterne Fakten hervorrufen.

Nicht so in der Ausstellung „Controlled Burn“ (Kontrollierte Verbrennung), darin finden sich keine erschütternden Zahlen und Stimmen über den Zustand der Welt. Der stattliche Überblick über das (Euvre des 1987 im schweizerischen Morges geborenen, in Berlin lebenden Julian Charrière besteht vielmehr aus opulenten Räumen, ikonischen Bildern, differenzierten Installationen, aus Landschaftsfotografien von trügerischer Schönheit irgendwo weit draußen in pazifischer Wärme und arktischer Kälte. Ihr Urheber mag sich zwar auch tatkräftig für die Belange einbringen, die er zum Thema seines bisherigen Euvres gemacht hat, als Künstler aber ist er schon in jungen Jahren vor allem dies: ein barocker Theatraliker. Seine Kritik an der ökologischen Verwüstung äußert er in bildmächtigen, teils mächtig pathetischen Bildern, pendelt, je nach Bedarf, routinierter von Skulptur übers Video zum Environment, changiert durchaus abwechslungsreich zwischen Techniken und Formaten.

Charrière nimmt an Forschungsexpeditionen teil wie sein Landsmann Pierre Huyghe und setzt Drohnen für seine bisweilen schier berausenden Bilder ein wie Cyprien Gaillard; gemeinsame Projekte hat Charrière mit dem Berliner

Durch das kalte Feuer des Barocks

Opulente Räume, ikonische Bilder: Die Langen Foundation in Neuss widmet die Ausstellung „Controlled Burn“ dem Werk von Julian Charrière.

Künstler Julius von Bismarck realisiert. Auch ihm geht es bei allem Anspruch, aufzurütteln, um künstlerische Transformation, dafür entwickelt er verschwenderische Lösungen wie etwa tiefgekühlte Orchideen und Kakteen, die so für eine Nachwelt in sehr ferner Zukunft kryotechnisch konserviert werden könnten, und das in eisigen Vitrinen, deren Strom Charrière aus besagter Solaranlage vor dem Haus bezieht. Diese deckt nach Angaben der Langen-Stiftung den Bedarf der Ausstellung am Niederrhein. Mit den Eisblumen in den Glasboxen lässt Charrière betörende gefrorene Zeichnungen entstehen. Dann wiederum bestreut er paradiesische Fotografien vom Bikini-Atoll mit verstrahltem Sand, der noch von den amerikanischen Tests mit Wasserstoffbomben um 1950 stammt. Wiederum sehr schön, diese Ausbleichungen, in denen sich die radioaktiven Partien zu erkennen geben. Oder er hüllt Kokosnüsse von den Marshall-Inseln, auch sie atomar verseucht, mit Bleimänteln, reht sie wie archaische

Kanonenkugeln auf und spielt damit geschickt auf die ehemalige Raketenstation an, auf der das Ausstellungshaus von Tadao Ando angesiedelt ist – aber natürlich auch auf die enormen Schwierigkeiten, die Strahlung der Atomkraft für alle Ewigkeit in Schach zu halten.

Charrières jüngste, aufwendig für Neuss produzierte Arbeit eines „Panchronischen Gartens“ (der also alle Zeiten überdauern könnte) ist ein immersives Spektakel. Darüber staunt man zuerst nur zögerlich, ganz einfach, weil man darin so ostentativ zum Staunen angehalten wird – taucht in ein dunkles Spiegelskabinett ein und nimmt allerlei Pflanzen wahr, die, in Inseln geordnet, hier und da von Stroboskoplicht grell angeblitzt werden. Sounds übersetzen das Wachstum ins Akustische. Für weitere Aufklärung braucht man den Beipackzettel: Der kleine Wald aus Schachtelhalmen, Palmfarnen und anderen Spezies aus dem Karbonzeitalter verkörpert ein regionaltypisches Kohleflöz in der Entstehung. Sie bespiegelt die Geschichte des Kohleberg-

baus mit all ihren zwiespältigen Optionen von fossilem Brennstoff, an dem sich in Nordrhein-Westfalen jetzt gerade wieder die parteipolitischen Geister scheiden.

Auch eine insgesamt eher milde Provokation ist für Charrière ein Stimulans, er spielt mit romantischen Chiffren, um diese zu konterkarieren, wenn er sich 2013 in einer Reihe namens „The Blue Fossil Entropic Stories“ auf einem kleinen arktischen Eisberg ablichten lässt, dem er mit dem Lötbrenner zusetzt (der spanische Künstler Santiago Sierra hat gegen die Luftverpestung durch das Auto einmal mit Automobilen in einer Ausstellung in Caracas protestiert, indem er die Luft durch deren laufende Motoren verpestete). Einiges in der Ausstellung mutet einfach an, ist aber komplex wie das, was man in dem Video „Pure Waste“ von 2021 zu bekommt: Da öffnet sich eine Hand über einer Gletschermühle in Nordgrönland und lässt fünf Diamanten in den Schlund fallen: pure Verwendung in der Tat. Die synthetischen Edelsteine hatte Charrière hergestellt, indem er Kohlendioxidmoleküle aus der Luft über isländischen Gletschern sammelte, sie mit CO₂-reichem Atem von Menschen aus aller Welt versetzte und den menschlichen Hauch alchemistisch in das eben denkbar härteste Material verwandelte: Diamant. Als pneumatische Opfergabe übergibt der Künstler sie der Natur: mythisches Pathos, gefiltert durch neueste Technologien, wie sie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich unter Prof. Aldo Steinfeld geschürft werden. Der hatte Charrière unlängst über die Schulter schauen lassen.

In jener „kontrollierten Verbrennung“ schließlich, die der Schau und einem Video von 2022 den Titel gibt, lässt Charrière Blicke aus der Vogelperspektive auf verrottete Kühltürme fallen, auf Ölbohrinseln und Tagebaugruben, über denen er allerlei Pyrotechnik abfackelt. Dieser Künstler glüht offensichtlich für seine Arbeit, befeuert Segen und Fluch des Feuers im Anthropozän und der Pyromoderne. GEORG IMDAHL

Julian Charrière. **Controlled Burn.**

Langen Foundation Neuss, bis 6. August 2023. Kein Katalog.

Die Hintergrundelfe zieht hier die Fäden

Ohne Opfermodus: Janáčeks „Katia Kabanova“ am Grand Théâtre Von Lotte Thaler, Genf

Das hat die Oper dem Roman voraus: In nur neunzig Minuten kann sie von Liebessehnsucht, Ehebruch, Ekstase und Freitod erzählen, während die einschlägigen Romane von Leo Tolstoi oder Gustave Flaubert dafür viele Stunden Lesezeit in Anspruch nehmen.

Die Vorlage für die Oper „Katia Kabanova“ ist jedoch kein Roman, sondern das Schauspiel „Das Gewitter“ von Alexander Ostrowski, das der Komponist Leoš Janáček selbst ins Libretto umarbeitete. Wer wüsste besser Bescheid, was in Frauen vorgeht, als der mährische Feminist, der im wirklichen Leben ein Unsympath war? Die Regisseurin Tatjana Gürbaca teilt jedenfalls nicht nur Janáčeks Seeleneinsicht, sondern treibt auch seine Dramaturgie der Konzentration weiter.

Welches erhellende Kammerpiel daraus hervorgegangen ist, lässt sich derzeit am Opernhaus in Genf erleben, auf einer abstrakten, zentralperspektivischen Bühneneinrichtung von Henrik Ahr, die durch die Lichtgestaltung von Stefan Bollinger jeweils lokalisierbar wird. Und zentral ist die Perspektive auch in der Personenregie auf den brodelnden Gefühlsvulkan Katia gerichtet, den die mädchenhafte Corinne Winters nach ihrem Salzburger Debüt in dieser Rolle in Genf übernommen hat: eine stimmliche und darstellerische Anverwandlung, von der Janáček geträumt haben dürfte.

Kaum ist sie auf der Bühne, beherrscht sie mit ihrer Ausstrahlung alles um sich herum, inklusive Publikum. Mit Ostrowskis Gesellschaftskritik hält sich Gürbaca nicht auf, die hatte schon Janáček selbst gegenüber der Vorlage reduziert.

Katias gefürchtete Schwiegermutter Kabanicha und der Kaufmann und Despot Dikoj werden grotesk überzeichnet: Elena Zhidkova als welk gewordene Giftspritze, Tómas Tómasson, eine Hüne von Mann, als ungehebelter Prolet. Noch weniger verfällt die Regisseurin in den modischen Opfermodus, wonach immer die anderen und vor allen die Männer schuld sind. Katias Ehemann Tichon und ihr Geliebter Boris, gesungen vom tschechischen Vorgeigetenor Ales Briscein, sind beide schwache Charaktere, Tichon ein Mütterchönlchen, Boris ein Opportunist, aber angeklagt werden sie nicht.

Eher bemitleidet, wenn Tichon, gesungen von dem dänischen, Janáček-erfahrenen Tenor Magnus Vigilius, in einen Schreikrampf verfällt, sobald Katia ihren Ehebruch öffentlich macht,



In Not: Corinne Winters Foto Carole Parodi

und schließlich, psychisch gestört, im Wiederholungszwang, seine Krawatte zu binden, erstarrt. Er ist übrigens der Einzige, der unter seinem Dreiteiler Krawatte trägt, eigentlich mehr Henkersstrick. Sonst steckt unter den saloppen Anzügen der jüngeren Männergeneration ein demonstratives T-Shirt (Kostüme: Barbara Drosihn).

Wie genau die Regisseurin arbeitet, zeigt sich in der buchstäblichen Schlüsselszene im zweiten Akt, wenn ein unscheinbares Requisit zum Symbol wird: Ein Schlüssel löst Katias existenzielles emotionales Erkenntnisereignis aus. Gerade hat sie das Desaster in ihrem Innern beklagt, da greift sie nach dem Gartenschlüssel und lässt ihn lange an einem Finger auspendeln, als wäre er Herrscher über Leben und Tod.

Noch entscheidet sie sich für das Leben, für ein Treffen mit Boris. Erhalten hat sie den Schlüssel von Warwara, der Pflege-tochter im Hause Kabanicha, mit der sie schwesterlich verbunden ist, wie schon im ersten Akt ausinszeniert: In vollkommener Übereinstimmung mit der auch harmonisch ausufernden Musik aus dem Orchestergraben beschreibt Katia Warwara ihr Leben vor der Ehe, das Glück ihrer Jugend, in zärtlich verträumten, schwärmerischen und explosiven Phrasen, wobei sich allmählich die Grenzen zwischen Trugbild, Märchen und Erinnerung verwischen, bis Katia von der Gegenwart eingeholt wird und eine Spaltung in sich wahrnimmt.

Ab diesem Moment wird Warwara mit der elfenhaft flinken, stimmlichen Mezzosopranistin Ena Pongrac zur eigentlichen Drahtzieherin des Stücks, in der Hoffnung, Katia würde bald ebenso tanzend in die Freiheit finden wie sie selbst.

Gürbaca wertet die Rolle der Warwara sogar noch weiter auf, wenn sie sie allein nach Moskau ziehen lässt, ohne ihren Geliebten Kudrjas, wie im Stück vorgesehen. Nötig wäre dies nicht, denn Kudrjas ist zumal in der Verkörperung durch den liebenswürdigen Sam Furness die einzige positive Männerfigur der Oper.

Grandios dargestellt werden die Liebesszenen der beiden Paare Katia und Boris, Warwara und Kudrjas auf den simultanen Spielflächen der weit nach hinten ansteigenden Bühne.

Zärtlich und einander innig zugetan genießen die Liebenden ihr Glück, bis sogar der Raum selbst wie eine Wiege zu schaukeln beginnt. Und wieder staunt man über die Musik, die eine lange Generalpause macht, weil Boris bei seiner ersten Begegnung mit Katia nicht weiß, was er ihr sagen soll. Aber dann gibt es kein Halten mehr, die Musik stürzt in die höchsten Töne des Tenors, zittert im Tremolo, glüht und verklärt.

Der Fachmann für das tschechische Repertoire, Tomáš Netopil, leitet den Chor des Genfer Opernhauses und das Orchester de la Suisse Romande mit Noblesse und großer Rücksicht auf die Sänger, die sich nie überanstrengen müssen und dem Melos der Sprache ganz natürlich folgen.

Und eine letzte Stufe psychologischer Einsicht erreicht Gürbaca im Finale, wenn Katia einen Prozess durchmacht, an dessen Ende sie für sich den Freitod wählt – als einziges Mittel, mit sich selbst wieder in Frieden zu geraten, und verbunden mit der visionären Hoffnung, wieder pantheistisch zur Natur zurückzufinden, aus der sie gekommen ist. Da hört man die Vögel flattern, während am vordersten Bühnenrand Jacke und Stiefel zurückbleiben. Ungründlich fließt die Wolga weiter.

Rund 80000 Menschen nahmen nach Schätzungen der Polizei am Samstag an einer Demonstration im Berliner Regierungsviertel teil, um die Proteste in Iran gegen das dortige Regime zu unterstützen. Die Demonstranten kamen aus verschiedenen europäischen Ländern. Dass sie sich die deutsche Hauptstadt für ihre Solidaritätskundgebung ausgesucht hatten, hängt auch mit der Zahl und Bedeutung der Exiliraner in der Bundesrepublik zusammen. Laut Schätzung des Statistischen Bundesamtes leben hierzulande gut 300000 Exiliraner. In der Öffentlichkeit sind sie sehr präsent, weil überdurchschnittlich viele von ihnen prominente Posten innehaben. Ein Parteichef und ein Generalsekretär der momentan regierenden Ampelkoalitionsparteien kamen als jugendliche Flüchtlinge nach Deutschland. Zur 65-Jahr-Feier des Grundgesetzes hielt der iranischstämmige Schriftsteller Navid Kermani eine Rede im Bundestag, später wurde er gar als Kandidat für das Bundespräsidentenamt gehandelt. Frankfurt hat in Nargess Eskandari-Grünberg eine Bürgermeisterin, die als politische Gefangene jahrelang im berühmtesten Teheraner Evin-Gefängnis einsaß.

In fast jeder Stadt in Deutschland stößt man auf niedergelassene Ärzte mit persischen Namen. Laut dem Berlin-Institut für

Zum ersten Mal geeint gegen das Regime in der Heimat

Deutschland ist das Hauptziel für Iraner, die ihr Land in Richtung Europa verlassen

Bevölkerung und Entwicklung haben mehr als 50 Prozent der Exiliraner einen Bachelorabschluss oder höheren akademischen Grad, im Vergleich zu einem Wert von 20 Prozent in der Gesamtbevölkerung Deutschlands. Jeder vierte Iranischstämmige übt einen Beruf aus, der mit einem hohen Sozialprestige verbunden ist, etwa Pädagoge, Ingenieur, Jurist oder eben Arzt.

Das klingt nach einer Erfolgsgeschichte der Integration. Die Realität ist allerdings viel differenzierter und komplizierter, worauf Omid Nouripour, Bundessprecher der Grünen und selbst Exiliraner, schon in seinem Buch „Mein Job, meine Sprache, mein Land“ hingewiesen hat, in dem es um die Voraussetzungen für gelingende Integration ging. Bildungsaffinität sei keine iranische Eigenschaft und generell keine Frage der Nationalität. Es gebe vielmehr eine Reihe von Personen aus Iran, die erhebliche Integrationsprobleme hätten, ließ sich Nouripour unlängst zitieren. Diese Tatsache werde durch die Erzählung vom besonderen Erfolg iranischstämmiger Personen einfach weggewischt.

Nouripour hat recht. Die vermeintliche Bildungsaffinität der Iraner hat mit der Zusammensetzung der Exilierten zu tun. Seit Jahren sieht sich Iran in extrem hohem Maß mit dem Phänomen des Braindrain konfrontiert. Es sind hauptsächlich Akademiker, die der „Islamischen Republik“ den Rücken kehren. Jährlich verlassen nach Auskunfts des Internationalen Währungsfonds etwa 150000 junge, gut ausgebildete Männer und Frauen das Land. Bei der Abwanderung einer akademischen Elite steht Iran an der Weltspitze. Die Bundesrepublik Deutschland ist ihr wichtigstes europäisches Migrationsziel.

Sie kommen zwar aus einem islamischen Land, doch treten sie nicht ostentativ als Moslems auf, bilden keine religiöse Gemeinde, verlangen keine Moscheebauten, und Iranerinnen sieht man nur selten mit Kopftuch. Die iranische Identität war, ist und bleibt eine gesplante, es handelt sich bei ihr um ein diffiziles, geschichtlich tradiertes Problem. Die Frage, wie viel Islam und wie viel vorislamischer Iran in den Iranern steckt, lässt sich nicht befriedigend beantworten. Das antike Persien will

aus dem Bewusstsein vieler Iraner nicht verschwinden, vielmehr verherrlichen sie es als ein glorreiches Reich, das von Wüstenbewohnern und deren Religion über-rumpelt worden sei.

Die Islamisierung Irans unterscheidet sich von der vieler anderer Länder. Wahrscheinlich ist die Sprache das entscheidende Merkmal. Der Siegeszug des Islam von der arabischen Halbinsel gen Westen war mit der Arabisierung der dortigen Gebiete verbunden, zu der auch die Übernahme der Sprache gehörte. Selbst eine alte Hochkultur wie die ägyptische verlor ihre vorislamische Identität, es entwickelte sich ein arabisches Land. Überall in Nord- und Zentralafrika nahm man mit der neuen Religion auch deren Ursprungssprache an. Das war insofern folgerichtig, als Sprache für den Islam konstitutiv ist. Als der Prophet Mohammad gefragt wurde, was sein Wunder sei, antwortete er: die Sprache. Der Koran ist nach Verständnis eines Moslems das Wort Gottes, er muss sein tägliches Gebet auf Arabisch verrichten. Lange Zeit war es verboten, den Koran in eine andere Sprache zu übersetzen. Das Lesen des

Korans ist für einen gläubigen Araber mehr als die Rezeption einer Schrift. Der heilige Text vermittelt eine emotionale Verbindung, vor allem wenn er melodisch und eindringlich rezitiert, ja gesungen wird.

Die persische Grenze war eine kulturelle Barriere für die arabische Sprache. Alle asiatischen Länder, die östlich dieser Grenze islamisiert wurden, behielten ihre alte Sprache bei. Diese Islamisierung von Indonesien bis Indien vollzog sich nicht durch das Vordringen von arabischen Heerschaaren. Es war eine Art „Wandel durch Handel“, die sich vom persischem Kulturraum aus ausbreitete. Nur in Persien selbst wurde wiederum das Schiitentum zur Volksreligion. „Schia“ ist eine Art monarchistische Erbführerschaft, die vom Vater auf den Sohn übergeht. Es begann mit Ali, dem Schwiegersohn des Propheten Mohammad, im Jahr 632 und endete 940 mit dem zwölften Imam, der in die „große Verborgenheit“ verschwand. Auf sein Wiedererscheinen warten seitdem die Schiiten, und bis dahin sind die Ayatollahs als „Quelle der Nachahmung“ seine Stellvertreter. Der weltliche Machtanspruch war, ist und

bleibt für die schiitischen Ayatollahs elementar. Deshalb konnte sich eine Geistlichkeit ausbilden, die ihre Existenz als Staat im Staat durch die Jahrhunderte hindurch zu verteidigen wusste, neben der Monarchie und im Zweifel auch gegen sie. Sie verfügt über ein eigenes Finanz-, Justiz- und Erziehungswesen und unterscheidet sich damit von der Geistlichkeit in allen anderen islamischen Ländern.

Die Mischung aus einem extrem mächtigen Klerus einerseits und der Fortdauer eines vorislamischen Bewusstseins andererseits haben dazu beigetragen, dass seit der endgültigen Machtübernahme der Geistlichkeit im Jahr 1979 annähernd vier Millionen Iraner ihrem Land den Rücken gekehrt haben, als politische Flüchtlinge, als Auswanderer oder als Studenten, die nach dem Studium nicht mehr in ihre Heimat zurückkehrten.

In diesen 43 Jahren haben sie es nicht vermocht, sich in der Emigration zu einer ernst zu nehmenden Opposition zu vereinigen. Politisch sind die Exiliraner vielmehr zersplittert in allerlei Gruppen, Zirkel und Parteien. Die aktuelle Revolte in Iran bewegt die iranischen Emigranten so stark, dass sie zum ersten Mal bereit sind, ihr Sektierertum zu überwinden und Einigkeit zu demonstrieren. Das eigentliche Spiel wird dieser Tage jedoch auf den Straßen Irans gespielt. ALI SADRZADEH